



Die Menschen fielen zu Boden „wie Früchte aus dem Maulbeerbaum“: Der Völkermord des Osmanischen Reiches an den Armeniern 1915 rührt noch immer die Gesellschaft auf – zumal die offizielle Türkei das Gemetzel bis heute nicht als Genozid anerkennen will. Im Bild eine Kundgebung mit Opfer-Bildern in Istanbul im Jahr 2014. FOTO: SEDAT SUNA/DPA

„Das wissen meine Kinder nicht“

Vor 25 Jahren befreite sich Armenien aus der implodierenden Sowjetunion. Bald folgte ein neues Trauma einem alten. Den Konflikt um Bergkarabach erlebten viele Bürger als Wiederauflage des Genozids durch die Türken

VON CHRISTIANE SCHLÖTZER

Armenien feiert in diesem Jahr ein Jubiläum, das im Rest der Welt wenig Beachtung finden wird als die Erinnerungen an den Genozid vor 100 Jahren. Im September 2016 wird der unabhängige Staat Armenien 25 Jahre alt. Die Sowjetunion zerrieselte vor einem Vierteljahrhundert wie ein Sandkuchen, der Zerfall setzte an den Rändern ein. Für Armenien begann die neue Zeit in tiefer Dunkelheit: mit Stromsperrn, leer gefegten Läden, der Implosion der alten Industrie. Das ist heute weitgehend vergessen, zumal im Westen. Gleiches gilt für die Bluträusche, die den unseligen Krieg zwischen Armenien und Aserbaidschan um die Enklave Bergkarabach begleiteten – ein Konflikt, der, wie in Jugoslawien, dem Niedergang der alten Ordnung folgte und nationalistisch aufgepumpt wurde. Er blieb bis heute ungelöst, flammt immer wieder auf, wie ein nicht erloschener Vulkan. Wer wissen will, wie Armenien sich damals selbst befreite, aber auch wie ein neues auf ein altes Trauma folgte, der kann sich dafür auf zwei ganz unterschiedliche Bücher stützen. Die Journalistin Amalia

van Gent, die für die *Neue Zürcher Zeitung* jahrzehntelang aus der Türkei und dem Kaukasus berichtete, hat viele der Protagonisten in den bewegten Neunzigerjahren selbst befragt und seither Armenien immer wieder bereist. Sie hat gemeinsam mit der Schweizerin Christina Leumann, die nicht weniger oft für die NGO „Armenienhilfe Direkt“ unterwegs war, ein aufschlussreiches politisches Lesebuch verfasst. Leumann wollte eigentlich dabei helfen, die Folgen des verheerenden Erdbebens von 1988 zu lindern, und geriet in den Strudel der Ereignisse. Ihre tagebuchartigen Skizzen ergänzen die kundigen Analysen der Journalistin, etwa wenn Leumann schildert, wie westlicher Helferwille auf postsowjetisches Unverständnis prallte. Da wird es bitter, aber auch komisch.

„Den Ararat vor Augen“, so der Titel, haben die Armenier in Eriwan stets, auch wenn der Berg ihrer Mythen auf dem Gebiet der Türkei liegt. Die Grenze zwischen den beiden Nachbarn ist geschlossen, die Eisenbahnlinie unterbrochen – seit dem Krieg um Karabach. Die Türkei steht in dem Konflikt auf Seiten der turksprachigen Aseris. Viele Armenier wiederum erleben diesen Krieg als eine Wiederauflage des Genozids. Die muslimischen Aseris erschienen ihnen als Wiedergänger der Osmanen, die 1915/16 die armenische Bevölkerung aus Ostanatolien auf Todesmärsche schickten, sie in Schluchten und in die syrische Wüste trieben, brutal ermordeten und verdursten ließen. Die Endstation für diejenigen, die es überhaupt so weit schafften, hieß damals Deir ez-Zor, im Osten Syriens. Der Ort taucht aktuell häufig in der Syrien-Berichterstattung auf, im Januar wurde von einem IS-Massaker in der Wüsten-

stadt berichtet. Fluchtgeschichten, die immer wieder dieselben Wege nehmen: Im Nahen Osten ist das keine Seltenheit.

Mihran Dabag ist Direktor des Instituts für Diaspora- und Genozidforschung an der Bochumer Ruhr-Universität, er und seine Mitarbeiterin Kristin Platt haben Überlebende des Völkermords von einst erzählen lassen – Hochbetagte, die zum Zeitpunkt der Interviews 81 bis 101 Jahre alt waren. Veröffentlicht haben die beiden

Die Interviews erlauben auch einen Blick in eine untergegangene Welt

Wissenschaftler die schon seit 1988 geführten Gespräche erst nach dem Tod ihrer letzten Zeugen. Im Vorwort zu „Verlust und Vermächtnis“ sprechen sie vom „Wertvollsten“, das sie je „zusammentragen durften“. In der Tat sind die sieben nur sehr zurückhaltend bearbeiteten Interviews in ihrer Fragmentarität, ja gerade wegen ihres fragmentarischen Charakters höchst eindrucksvoll. Es sind Geschichten von Überlebenden, die am Ende ihres Lebens preisgeben, was sie „niemand erzählt haben“. Die Forscher hörten immer wieder: „Das wissen meine Kinder nicht.“ Auch jüdische KZ-Überlebende haben es nicht selten in den eigenen Familien so gehalten.

Aghavni Vartanian war 14, als sie mit ihren Eltern im Todestreck landete, wenn sie davon spricht, was sie sah, wirkt es, als habe sie das erschreckte jugendliche Staunen nie abgelegt: „Und dann hat man mich mit Sand zugedeckt, damit ich nicht gesehen wurde, denn wer lebend gesehen wurde, wurde sofort erschossen. Unter dem Sand

habe ich vergessen, dass ich ein Mensch bin.“ Die Erzählerin erinnert sich, wie Schwester, Mutter und Vater auf dem Weg starben, wo Menschen auf den Boden fielen, „wie Früchte aus dem Maulbeerbaum“. Dazwischen fällt ihr ein: „Wir haben so schöne Weingärten gehabt.“

Die Rettung kam in diesem Fall von einem Araber, wie auch bei Yüghaper Eftian, deren Erlöser die junge Armenierin dann aber an Nomaden verkaufte. Später wird sie wieder freigekauft, schafft es mit ihrem Mann bis Paris, wo sie „lange ein armenischer Flüchtling“ bleibt, bis sie „eine richtige Französin“ werden durfte. Die dem Inferno entkamen, oft als Einzige ihrer Familien, berichten, wie sehr sie sich darüber wundern, überlebt zu haben, oder dass sie so lange laufen konnten, „ohne Schuhe“. Sie versichern oft: „Das habe ich mit meinen Augen gesehen. Mit meinen Augen. Das habe ich nicht gehört oder gelesen.“

Dabag und Platt haben ihr sorgfältig editiertes Werk durch Karten und ein ausführliches, zum historischen Verständnis nützliches Glossar ergänzt. Das Buch ist eine schmerzhaft Lektüre und ein herausragendes Beispiel für die Kraft von Oral History. Es erlaubt auch einen Blick in eine unter-

gegangene Welt, wenn über die Zeit vor der Katastrophe berichtet wird, aus einer Kindheit in behütenden Großfamilien, mit bürgerlichem Flair, im multiethnischen, multi-religiösen osmanischen Alltag.

Die offizielle Türkei will bis heute das Massakrieren und die Massendeportationen nicht Völkermord nennen. Im Schulunterricht lernen viele Türken noch, die Bösen, die Türken töteten, seien die anderen gewesen, die Armenier, die sich mit dem damaligen (und wieder neuen) Erzfeind, den Russen, verbündet hätten. Aber nicht wenige Türken wissen es inzwischen besser. Seit die Juristin Fethiye Çetin 2004 die Erinnerungen an ihre armenische Großmutter veröffentlichte („Anneannem“, Meine Großmutter), sind eine Reihe ähnlicher Erinnerungsbücher erschienen. Den beiden Staaten hat dies bislang nicht bei der Annäherung geholfen.

Es gibt dafür auch Gründe, die an deutsche Wiedergutmachungsdebatten erinnern. Van Gent zitiert in ihrem Buch den Politiker Raffi Hovannissian. Er war in den USA mit der Sehnsucht seiner Eltern nach einem freien Armenien aufgewachsen, mit 31 Jahren wurde er 1991 erster Außenminister des neuen Landes: „Die Republik Türkei hat sich den riesigen Landbesitz der armenischen Kirche sowie von Privatpersonen unter den Nagel gerissen. Ein Verhandlungspaket müsste deshalb die Frage der Entschädigung beinhalten, sowie das Recht auf Rückkehr für alle rechtmäßigen Nachfolger, die in die Heimat ihrer Ahnen zurückzukehren wünschen.“ Es ist nicht zu erwarten, dass die Türkei einen solchen Sprung über ihren langen Schatten noch vor dem hundertjährigen Bestehen der Republik im Jahr 2023 schaffen wird.

Mihran Dabag, Kristin Platt, Verlust und Vermächtnis. Überlebende des Genozids an den Armeniern erinnern sich. Verlag Ferdinand Schöningh, 2. durchgesehene Auflage 2016, 388 Seiten, 29,90 Euro.

Die neuen Eigentümer

Wie sich die Stadtgesellschaften durch Migration verändern

Schon lange geben in New York nicht mehr weiße Angelsachsen den Ton an. Die Stadt ist, genau wie Los Angeles und Miami, eine „Majority-Minority-City“. Auch Amsterdam, London, Brüssel und Genf sind zu solchen „Mehrheitlich-Minderheiten-Städten“ geworden. Und genau so, darauf weisen der Migrations- und Identitätsforscher Jens Schneider und seine Mitautorin Maurice Crul und Frans Lelie in ihrem Buch hin, wird es bald Frankfurt am Main, Augsburg und Stuttgart ergehen: Sie werden ihre deutsche „Mehrheitsgesellschaft“ verlieren. Anders gesagt: Die ethnisch deutsche Bevölkerung wird zu einer von mehreren Minderheiten werden.

Die Autoren lassen keinen Zweifel daran, dass sie diese Entwicklung für ebenso unumstößlich wie wünschenswert halten – deshalb, weil sie große Chancen für das Entstehen von mehr „gesellschaftlicher Gerechtigkeit“ bietet, wie sie schreiben: wenn nämlich die bisherige Mehrheitsgesellschaft ihre dominanten Positionen verliert und damit – ein Beispiel – vielleicht das Gymnasium in Deutschland seine Rolle als Statussymbol, das manche Eltern nicht mit Fremden, noch dazu aus anderen Schichten, teilen wollen. Bildung und soziale Herkunft, der alte deutsche Zusammenhang, könnte sich ebenso auflösen wie die Gewissheit vieler Einheimischer, sie blieben auch in einer rasch alternden Gesellschaft noch in der Mehrheit und damit gewissermaßen Eigentümer des Landes.

Das Buch basiert auf einer Untersuchung in acht europäischen Ländern, der TIES-Studie (The Integration of the European Second Generation), die etwa 10 000 Nachkommen von Einwanderern aus der Türkei, Marokko und dem früheren Jugoslawien, Angehörige jener dem Buch seinen Titel gebenden „Generation Mix“, zu ihren Bildungs- und Berufserfahrungen befragt hat. Dabei ist, nicht überraschend, herausgekommen, dass etwa Türken der zweiten Generation (die hierzulande weiterhin „Menschen mit Migrationshintergrund“ heißen, ungeachtet der Tatsache, dass sie hier geboren sind) in Schweden und Frankreich, aber auch in den Niederlanden deutlich bessere Abschlüsse erzielen als in Deutschland und Österreich, was mit der besseren frühkindlichen Sprachförderung und dem Ganztagschulsystem zusammenhängt.

Integration funktioniert, das macht der lesenswerte Band deutlich, wenn ein Land Anspruch auf seine Einwanderer erhebt. Ein richtiges Einwanderungsland akzeptiert die Menschen, es sorgt für umfassende Bildungsangebote, durch die neu Hinzukommende leichter Arbeit finden und die Einwandererkinder von klein auf prägen. Und: Ganz wichtig sind „interethnische Freundschaften“, wie die Autoren betonen. Verordnen lassen die sich nicht, aber in einer bereitwilligen Gesellschaft werden sie sich ergeben. CORD ASCHENBRENNER

Jens Schneider, Maurice Crul, Frans Lelie, Generation Mix. Die superdiverse Zukunft unserer Städte und was wir daraus machen. Waxmann Verlag 2015, 130 Seiten, 19,90 Euro. Als E-Book: 18,90 Euro.

Amalia van Gent, Christina Leumann, Den Ararat vor Augen. Leben in Armenien. Kolchis Verlag 2015, 231 Seiten, 27,50 Euro. Als E-Book 19,99 Euro.

Das Beste zur Wahl.

Täglich alle Hintergründe!

Ihr großes Informationspaket zur Landtagswahl:

12 Wochen SZ lesen für nur 109,90 €

+ 15 € Gutschein Ihrer Wahl

€ 15

Aral-Gutschein im Wert von 15 €

oder

€ 15

IKEA-Gutschein im Wert von 15 €

Jetzt bestellen:

☎ 089/21 83 10 00

🌐 sz.de/landtag

Seien Sie anspruchsvoll.

Süddeutsche Zeitung